Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(18. Fortsetzung.)

Unruhig rüttelte der Wagen weiter. Erich sank langsam auf und sah ihm schwerfällig nach. Mit Lotte fort war, hatte er das Lachen verlernt. Die paar Wochen Urlaubskarten aus Konstanz und Marseille — das waren die wenigen Lebenszeichen. Niemals einer Weihnachtsfeste, Ostertage hatte er aufs Geratewohl einen Brief nach dort geschrieben. Er kehrte wie ein Tummel heraus und hielt sich jetzt einsam mitten unter den vielen Menschen. Wie in einem großen Nestel tappte er im Dunkel.

Einmal war er bei Madame Tourbier gewesen. Sie hatte ihm die Nachfrage des Leutnants von Rothkirch verschwiegen. Was hätte Herr Wölflin von ihrem Hause denken sollen? Aber über die fluchtartige Abreise hatten sie den Bruder nicht im unklaren gelassen. Es stand bei beiden fest, daß hier etwas ganz Außerordentliches passiert sein mußte. Die quälende Ungewißheit machte Erich nervös.

In diesen einsamen Stunden fand er die Freundschaft des jungen Waldemar. Erich war ihm um fünf, sechs Jahre voraus. Aber er schloß sich dem kranken Jüngling, in dessen Seele eine tief-gründliche Reinheit und abgeklärte Stille lebte, willig an. Waldemar ging für ihn durchs Feuer. Von Lotte sprachen sie nie. Desto öfter beschäftigte sich Waldemar mit seinen Schwestern, mit einer verehrungsvollen Liebe sprach er von Susanne. Er war glücklich, in seinem Urteil über dieses Mädchen ganz und gar mit Erich übereinzustimmen. Von solchen Gesprächen berichtete er haarklein der Schwester, und er bemerkte wohl, wie ihre Augen sich dann belebten und einen eigenen Glanz bekamen.

* * *

Es war Anfang Juli. Auf den leichteren Schlägen begann der Roggenschnitt. Der erste Erntetag, der für ein Gut immer ein Ereignis ist, rief den Freiherrn mit seinen Damen auf die Felder, wo die Schnitter arbeiteten.

Da stieg im Schloßbau ein mehrstimmiger Schrei auf. Zugleich hörte man ein Krachen von gebrochenem Holz und einen dumpfen Fall.

„Der Baumeister ist abgestürzt!"

In einer Staubwolke sah man eine Gruppe Männer. Gerhard Ladenburg stürzte herbei. Sie trugen Wölflin hinaus auf den Platz. Aus seinem Munde kam Blut. Die Augen waren geschlossen. Zwischen den fahlen Lippen drang ein mattes Stöhnen hervor. Er war bewußtlos. Sie tasteten die Glieder ab. Der linke Unterarm war anscheinend mehrere Male gebrochen. Waldemar Rothkirch, der gerufen wurde, war entsetzt.

„Das Auto zum Arzt!"

Er sprang hinein und fuhr selber mit.

Gerhard ließ den Verunglückten in sein Schlafzimmer bringen. Erich lag noch ohne Bewußtsein, notdürftig von den Samaritern der Baukolonne geschient und erquickt, als der Arzt kam. Er stellte einen mehrfachen Armbruch und eine bedenkliche Lungenquetschung fest und legte die Verbände an. Saar ritt auf das Feld und meldete den Unglücksfall schonend der Familie Rothkirch. Susanne bedeckte das erbleichende Gesicht mit den Händen, beherrschte sich aber mit eiserner Kraft. Sie fuhren sofort zurück. Das junge Mädchen eilte auf ihr Zimmer und ließ Gerhard Ladenburg zu sich bitten. Er kam sofort.

Als sie sein verstörtes Gesicht sah, schluchzte sie auf.

„Aber er lebt? — Er bleibt leben?"

Sie setzte ihrem Schmerz keine Grenzen. Gerhard führte sie in einen Sessel.

„Mein gnädiges Fräulein — beruhigen Sie sich! Es ist besser abgelaufen, als wir alle es dachten, wie das da alles zusammenstürzte und die Trümmer ihn begruben. Armer Kerl!"

Susanne ließ sich nicht beruhigen. Sie zitterte wie im Fieber. Gerhard ließ die Mümmri-Kathrin kommen.

„Das gnädige Fräulein muß sofort zur Ruhe gebracht werden. Ich werde den Doktor schicken."

Susanne lag in einer Ohnmacht. Als der Arzt kam, fand er sie auf dem Sofa sitzend.

„Mir ist nichts weiter, Herr Doktor. Der erste furchtbare Schreck. Es ist vorüber. Ich danke Ihnen."

Aber es war nicht vorüber. Eine ganze Woche schwebte drüben im Gartenpavillon Erich Wölflin in Lebensgefahr, und ebenso lange rang Susanne Rothkirch, vor allen es verbergend, mit den Resten ihrer halb zertrümmerten Seele. Sie wollte niemand sehen. Nur Waldemar durfte zu ihr. An ihm richtete sie sich auf. Als er endlich mit der Nachricht kam: „Nun ist er durch — ein Wunderkerl!" bekam sie neues Leben und blühte zusehends wieder auf.

Mit dem größten Mißtrauen hatte Herr v. Saar Gutsverwalter beobachtet. Er verstanden es nicht, Frau Natalys die nötigen Anweisungen zu machen, hermlet, wie es seine Art war, aber mit abgemessener Zurückhaltung, bis die Frau mißtrauisch wurde. Als sie [illegible] nach Nachmittag mit Susanne zusammensaß, sagte sie:

„Kind, was war mit dir? Das war so ganz auffallend."

„Mutting?" rief Susanne aus. „Das ist doch nicht auffallend! Es war mir furchtbar schrecklich, wie ich das Unglück hörte. Vorhin noch gesund und frisch, und dann halbtot geschmettert. Gewiß — ich habe mich immer für stärker gehalten. Wer kann für seine Natur?"

Aber inwendig zitterte es noch in ihr nach, so ruhig und kühl sie auch ihre Rede zwang.

Hinterher schämte sie sich, ihre Liebe verleugnet zu haben. Sie schalt sich feig und des Rothkirchschen Namens unwürdig. Am liebsten wäre sie gleich hinübergelaufen und hätte ihre Pflicht getan, gepflegt und gelindert. Aber sie zwang sich immer wieder zu äußerer Ruhe. Sie fühlte es instinktiv, daß Saar die Situation beobachtete und sie nicht aus den Augen ließ. Den Triumph, den er herbeisehnte, sollte er doch nicht erleben. Sie steckte sich hinter die treue Mümmri-Kathrin, die Wölflin zur Pflege bestellt war, und sandte den besten Krankenwein aus dem Keller und einen einfachen Gruß dazu. Die schönsten Kirschen aus dem Garten, die ersten, zarten Aprikosen gingen in zierlichen Körbchen zum Krankenbett in das Gartenhaus.

„Ich werde dem Herrn Baumeister sagen, wer sie gepflückt hat, Suff."

„Das kannst du, Mümmri, wenn du meinst, daß es ihm eine Freude macht. Ja, ich bitte dich darum, sag' es!"

Nach vierzehn Tagen durfte Erich zum erstenmal aufstehen. Dann saß er lange am Fenster in der Sonne und erquickte sich an dem endlosen Sprossen der grünen Natur. Susanne kam vorüber, den Hut in der Hand. Sie war noch immer blaß. Der Kranke sah ihr dunkles Haar in der Sonne schimmern und nickte hinüber, als sie leicht grüßte. Nur einen Blick warf sie in die Höhe und wandte sich rasch ab. In ihrer Brust wogte es stürmisch. Sie sprach vor sich hin. Da blieb sie stehen und sah von weitem zurück. Ein Trotz flog über ihr Gesicht.

„Ich will!" stieß sie hervor und ging geradeswegs zur Mutter.

„Mutting, ich will dich um etwas bitten. Und du mußt es mir nicht abschlagen. Du würdest mir weh tun. Laß mich mit Mümmri-Kathrin, daß ich Herrn Wölflin ein paar Blumen bringe. Er sitzt am Fenster, blaß und elend. Es wird ihn erfreuen!"

Frau Natalys sah die Tochter mild an.

„Geh, Kind, ich erwarte dich hier zurück."

Susanne ging langsam hinaus. Aber hinter der Tür flog sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer, wo die dunklen Rosen standen, die sie vorhin pflückte. Sie nahm den Strauß und suchte Mümmri-Kathrin.

Erich Wölflin sprang auf, als die beiden Frauen eintraten.

„Welche Ehre erweisen Sie mir, gnädiges Fräulein! Ich danke Ihnen."

Sie reichten sich die Hände und ließen sie nicht los.

„Ich werde Ihnen frisches Wasser bringen, Herr Baumeister."

Die Alte nahm die Karaffe und ging still hinaus.

Sie waren allein.

Erich beugte sich über die kleine Hand, die er immer noch festhielt, und küßte sie.

„Wie glücklich bin ich, Herr Wölflin", hauchte Susanne erröten, „daß Sie so weit sind. Mein Gott, ich — ich wäre um Sie fast gestorben."

Als das Wort heraus war, erschrak sie vor sich selbst. Sie sah ihn verwirrt an. Sein braunes Auge ruhte träumerisch glücklich auf ihr.

„Sie haben um mich gelitten, Fräulein Susanne?"

Mümmri-Kathrin kam zurück und ordnete hier und dort. Sie brachen das Gespräch ab und sahen sich wieder an.

„Auf Wiedersehen, Herr Wölflin!"

„Herzliches Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit, gnädiges Fräulein. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter."

Daheim gab Susanne der Mutter einen kurzen Bericht über das Befinden des Baumeisters.

„Zum Richtfest will Herr Wölflin wieder ganz auf seinem Posten sein. Mit dem Arm in der Binde."

19. Kapitel.

Mit Spannung verfolgte alles in Bremin die Zeitungen, auch Leute, die früher in ihrem ganzen Leben nur ein Blatt in die Hand genommen hatten, und war nicht lesen konnte — das waren hier aus der älteren Zeit, wo es im Dorfe noch eine Schulstellung auch arg bestellt war —, der horchte auf die Gespräche der andern.

Am Mittwochabend hatte sich ein Unwetter zusammengezogen. Was jahrelang Wasser der Wolken gehangen hatte, suchte sich jetzt zu entladen. Den heimtückischen Meuchelmord an dem österreichischen Thronfolgerpaar in Sarajewo hatte man auf Bremin fast vergessen, als plötzlich Oesterreich und Serbien in Streit kamen. Am 24. Juli, nachdem der alte Kaiser Franz den Serben sein scharfes Ultimatum gestellt hatte, stand die europäische Welt in den ersten Flammen. Am Tage darauf bekam Rothkirch ein Telegramm seines russischen Schwiegersohnes aus Romno: „Kann Leute nicht senden. Stille Mobilmachung." Am nächsten Tage war die Nachricht da. „Die beiden streitenden Staaten machen mobil!" Und nun kam es Schlag auf Schlag. Kaiser Wilhelm kehrte in Eilfahrt von seiner Nordlandreise zurück. Oesterreich erklärte Serbien den Krieg.

Ein verzweifelter Schrei ging um den Erdball. Jeder fühlte, daß ein furchtbarer Stein ins Rollen gekommen war. Wehe, wen er zerschmetterte!

Am letzten Julitage erreichte die Spannung den höchsten Grad. In den Großstädten des Kontinents kochte es. Auf den Straßen wogten die Leidenschaften. Selbst die weibliche Welt wurde mitgerissen und sah starr das Entsetzliche nahekommen.

Da fiel der erste Blitzschlag. Das Deutsche Reich in Kriegszustand erklärt!

Nun gab es wohl kein Entrinnen mehr.

Kaiser Wilhelm sprach zu den Berlinern von der schweren Stunde, die uns das Schwert in die Hand drückt.

Die hinterhältigen Unterhandlungen der Diplomaten wurden mit Spannung und Mißtrauen verfolgt. Jede Sekunde erwartete man den Funken, der in das Pulverfaß fallen mußte.

An diesem Tage saß Herr v. Saar oben bei Wölflin. Sie waren sich in den Wochen der Krankheit näher gekommen. Saar war täglich mehrere Male oben.

Erich starrte vor sich hin.

„Unser Richtfest fällt also ins Wasser, Direktor. Furchtbar, wenn es zu diesem Weltkrieg kommt! Millionen Frauenherzen werden heute zittern."

Saar erwiderte, finster lächelnd:

„Um mich zittert niemand."

„Sie haben niemand auf dieser Welt, der Ihnen —"

„Niemand! — Nicht einmal einen Hund habe ich, der mich vermissen würde. Meine Eltern starben früh. Ich war ihr Einziger."

Erich sah ihn ergriffen an.

„Meine Mutter verlor ich auch sehr früh. Meinen Vater vor — ja, jetzt sind es volle neun Jahre."

„Ich hörte, Ihr Herr Vater ist verunglückt?"

„Ich verlor ihn durch ein schreckliches Unglück."

Er erzählte ihm kurz die traurige Geschichte.

„Zu seinem Geburtstag fahren wir immer noch an sein Grab. Ein schwerer Gang jedesmal, dieser Gang auf den stillen Friedhof von Niederwiesenthal."

Da sah Saar scharf auf.

„Wo ist Ihre Heimat?"

„Niederwiesenthal, ein kleines Dorf im Schlesischen, am Bober."

Saar war hastig aufgestanden. Er konnte die Aufregung, die ihn plötzlich ergriffen hatte, kaum verbergen. Er griff nach dem Hut.

„Dieser drohende Krieg —", sagte er kurz. „Man ist ja keine Memme, der erste in der Reihe ist jedenfalls der Saar. Aber es fährt einem doch in die Glieder. Auf Wiedersehen, Baumeisterchen. Und Kopf hoch!"

Erich sah ihm lange nach. Was war in Saar gefahren?

Dann trat die Schwester in seinen Gesichtskreis. Vor einigen Tagen hatte er eine Karte aus Bordeaux erhalten. Wieder nur ein kurzer Gruß.

„Kind — Kind — wo bist du jetzt! Wo alles gegeneinander geht!" schrie er gequält und versank in ein dumpfes Sinnen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

— Glück. Backfisch (aus der vollgepfropften Elektrischen steigend): „Gott sei Dank, daß wir da sind! Ich habe die ganze Strecke auf einem Fuße stehen müssen!"

Primaner (strahlend): „Ich bin glücklich, Fräulein Gertrud, daß es der meinige war!"

— Variante. Sie: „Du scheinst ja schon eine ganze Serie zarter Beziehungen gehabt zu haben vor unserer Verheiratung!"

Er: „Mein Grundsatz war: Prüfe alle, und die Beste behalte!"

Die Geige.

Skizze von Paul Rubenow.

„Sie ist blond und lacht immer."

Das war so ziemlich alles, was man im Lazarett von Schwester Cäcilie wußte, denn weder die aufsichtige Dankbarkeit der Verwundeten, die sie pflegte, noch die mädchenhafte herzliche Zuneigung ihrer Mitschwestern konnte über jene fühle Reserviertheit hinwegkommen, welche sich hinter dieser jahrelangen Ausgeglichenheit verbarg.

Der Stabsarzt, der allein Näheres über ihren Namen und Herkunft hätte sagen können, hielt viel von ihr. Es war überhaupt keine Frage, daß Schwester Cäcilie ein tüchtiger Mensch war und die Energie, mit der sie je einmal übernommene Aufgaben durchführte, verschaffte ihr uneingeschränkten Respekt. Der klang auch aus den zahlreichen Briefen, die, meist in ungelenken Zügen geschrieben, von der Front für sie ankamen von jenen Vergessenen, die ohne Lieben allein in der Welt standen und deren Namen ausfindig zu machen Schwester Cäcilie sich unablässig bemühte. Und täglich, fast jede freie Minute damit ausfüllend, sandte sie ihnen Briefe, sandte größere und kleinere Gaben.

Schwester Cäcilie liebte es, mit vollen Händen zu geben, wann und wo es ihr nötig schien, ohne erst zu warten, daß man sie darum bat. Wollte man aber etwas Ueberflüssiges, und war's auch nur eine Kleinigkeit, konnte sie so heftig werden, daß ihr Zorn in keinem Verhältnis mehr zu dem Anlaß stand, gerade weil sie ein eigenes Gefühl besaß, Laune von echter Sehnsucht zu unterscheiden.

Darum ging ihr auch jener Brief so nahe, in dem irgendwo ihr völlig Unbekannter sie bat, ihm eine leere Zigarrenkiste zu schicken, Saiten und was sonst nötig war, um eine Geige zu bauen.

An jenem Morgen konnte Schwester Cäcilie kaum ihre dienstfreie Stunde erwarten, die ihr ermöglichte, in einer Musikalienhandlung nach langem Prüfen eine Geige auszuwählen, die sie mit dem glücklichen Bewußtsein, einem Menschen eine große, echte Freude zu machen, heimtrug, sorgfältig verpackte und ins Feld schickte.

Wochen vergingen, Schwester Cäcilie hörte nichts von der Geige, noch von dem Empfänger. Die Arbeit im Lazarett nahm zu, die schwere Verantwortung ließ ihr keine Zeit, an eigene Angelegenheiten zu denken. Immer neue Scharen von Verwundeten kamen, starben oder gingen, nachdem ihre Wunden geheilt waren, und für manchen hatte der Name „Schwester Cäcilie" einen besonderen tiefen Klang....

An einem Abend, als Schwester Cäcilie todmüde sich gerade zur Ruhe legen wollte, ließ sie der Stabsarzt rufen.

„Schwester, ich habe morgen eine Operation vor: wenn alles gut geht, werden wir vielleicht dem Mann das Augenlicht wiedergeben können. Es liegt mir nun daran, daß er sich möglichst ruhig verhält. Können Sie die Nachtwache übernehmen? Ich würde sie niemandem lieber anvertrauen."

„Gern, Herr Stabsarzt," sagte Schwester Cäcilie.

Ging, stürzte ein paar Tassen heißen Kaffee hinunter und begab sich ins Krankenzimmer.

„Schwester!"

Ein Seufzer, angstverpreßt, ist das Wort; die Stimme zittert.

Schwester Cäcilie steht neben dem Bett, legt ihre Hand auf die Decke, damit der Verwundete, der sie nicht sehen kann, sie fühlt.

„Ja, ich bin hier."

Müd tastende Hände.

„Darf ich Ihre Hand halten, Schwester? Dann bin ich nicht so allein."

Die fiebrigen Hände legen sich heiß um ihre Hand. Schwester Cäcilie läßt sie dem Blinden.

„Aber jetzt liegen Sie still."

Die flackernden Atemzüge des Mannes keuchen leis, unheimlich bläht sich die tiefe Ruhe der Nacht in dem Karboldunst des Zimmers.

„Schwester, erzählen Sie mir was."

„So liegen Sie doch still. Sie bewegen sich ja fortwährend."

„Bitte, erzählen."

„Ein andermal. Jetzt müssen Sie schlafen."

„Ich kann nicht, Schwester."

„Versuchen Sie's."

In Schwester Cäcilies ruhiger Stimme liegt etwas Zwingendes. Der Verwundete seufzt, liegt still, ganz still.

„Schlafen, schlafen", lallt er.

Beide schweigen eine Weile, dann beginnt er wieder.

„Wenn die schrecklichen Gedanken nicht wären. Erzählen Sie, bitte."

„Dann müssen Sie aber ganz brav sich nicht rühren," sagt Schwester Cäcilie.

„Also eines Tages bekam ich einen Brief aus dem Schützengraben, ein unbekannter Freund schrieb mir, ich möchte ihm eine kleine Zigarrenkiste schicken und Saiten, damit er sich eine Geige daraus machen könne. Da ging ich hin und kaufte ihm gleich eine. Das ging schnell, aber mit dem Schicken hatte ich meine liebe Not, denn das vorgeschriebene Gewicht wollte und wollte nicht herauskommen, bis ich mich endlich entschloß, die Geige zerlegen zu lassen. Als ich dann die einzelnen Teile, in Kartons verpackt, zur Post getragen hatte und heimkam, fand ich auf dem Tisch den Brief lesen, den ich vergessen hatte. Mit einem Briefe sandte ich ihn hinüber...."

Regloß, mit wachen Ohren, hat der Verwundete zugehört; jetzt macht er eine jähe Bewegung, fährt hoch aufgerichtet.

„Schwester, machen Sie Licht!"

„Der Arzt hat es streng verboten."

„Nur einen einzigen Augenblick!"

Leise, ganz leise streichelt seine Hände ihre Hand, greifen sie erregt.

„Seien Sie doch vernünftig. Warum denn?"

„Sie .... haben mir die Geige .... geschickt?"

Kalt überrieselt's Schwester Cäcilie, und in aufquellendem Mitleid beugt sie sich tiefer auf den Verwundeten. Der spürt ihren Atem. Seine Hände lösen sich, zitternd streifen sie das Gesicht der Schwester, tasten zart, zärtlich über Mund und Wangen und Schläfen....

„Ich muß Sie sehen, Schwester... sehen...."

Schwester Cäcilie beißt ihre Lippen, und während sie einem inneren Zwange folgend, seine Finger wieder und wieder ihre Wangen hinabgleiten läßt, muß sie ihre ganze Energie aufbieten, um nicht loszuweinen....

* * *

Die Operation war schwer, viel schwerer, als der Stabsarzt gedacht hatte. Es ist auch wenig Hoffnung, daß sie gelungen ist: der Mann hat Fieber.

Seltsam benommen verrichtet Schwester Cäcilie ihren Dienst in den Krankensälen. Das Erlebnis der Nacht hat ihr Innerstes durcheinander gerüttelt. Wie kam sie nur darauf, von der Geige zu erzählen? War's Zufall oder war's mehr? Und wenn, was?

Sie nahm sich zusammen, wollte nicht daran denken. Aber jedesmal, wenn sie an dem Zimmer vorbei mußte, wo er lag, glaubte sie, die Türe aufklinken zu müssen. Wie ging es ihm? Ob er noch lebte? Er war schon jenseits jener Grenze, wo Leben und Tod sich die Wage halten.

Vor sich sah er schmerzhaft brennende Sonnen, die in wilden Kreisen wirbelten, wie Feuer auf ihn fielen und weiter wirbelten. Um ihn krachte es, donnerte ein Chaos schreckhafter Geräusche, das näher kroch, dann ganz entfernt hallte und dazwischen jung und sang die Geige....

Der Verwundete seufzte tief. Jetzt war ihm viel leichter. Der Arzt, der neben ihm stand, legte die Spritze weg, zuckte mit den Achseln und ging.

Als der Arzt am nächsten Morgen kam, war die Krisis überstanden.

*

Schwester Cäcilie hielt Wort. Sie kam, als er nach dem Operationssaal gebracht wurde, wo der Verband abgenommen werden sollte. Sie zitterte. Wenn nun der Stabsarzt sich geirrt hatte? Wenn das Augenlicht nicht mehr zu retten gewesen war? Der Aermste hatte ja keine Ahnung, freute sich wie ein Kind, die Spenderin der Geige....zu sehen.

Mit geschäftiger Hast und doch vorsichtig löst der Arzt die Binden.

Mit ruhiger Zuversicht, ein Lächeln um den Mund, hält der Mann auf dem Operationstisch Schwester Cäciliens Hand, verbeißt die Schmerzen, um ihr nicht wehzutun.

Jetzt ist die letzte Binde entfernt. Der Stabsarzt beugt sich über die starren Augen, untersucht, untersucht und prüft noch einmal. Qualvolle Sekunden verrinnen. Leis schüttelt der Arzt den Kopf.

Schwester Cäcilie fühlt etwas in sich zerbrechen. Totenbleich, die Lippen verkniffen, steht sie, ohne zu zucken. Das lächelnde Gesicht des Ahnungslosen peinigt sie. Am liebsten möchte sie sich losreißen, hinauslaufen, laut aufschreien.

„Es ist alles verschwollen, man kann noch nichts sehen," sagt der Stabsarzt, nach frischen Binden greifend, den Verband zu erneuern.

* * *

Viele, viele Wochen vergingen, ehe Schwester Cäcilies Verwundeter das Lazarett verlassen konnte. Geheilt. Seine Augen hatten nur wenig von ihrer früheren Schärfe eingebüßt, er sah frisch, beinhe blühend aus und voll Selbstbewußtsein.

Aber als er zu Schwester Cäcilie kam, um sich zu verabschieden, ihr zu danken, blieb von der ganzen wohlvorbereiteten Rede nichts übrig als ein erregtes Stammeln:

„Immer war ich traurig....ohne Freunde, ohne Freude.... verachtete mich.... und dann kam die Geige ....das war das erste Mal, daß mir etwas geschenkt wurde .... da freute ich mich .... denn jetzt hatte ich jemand .... den ich lieb haben konnte .... da schrie ich Hurra und sprang aus dem Graben .... die andern stürmten hinter mir her .... dann kam das Schrapnell...."

Schwester Cäcilie drückte seine Hand.

Sie drückte sie fester, als sie selbst wußte und schüttelte sie, als er ging.

Sprechen konnte sie nicht.

Zur Spielzeit des Wiesels.

Interessante Plaudereien über die Gebrauchsartikel in der Kaiserzeit.

Wie man heute in der flotten Kaiserstadt an der Donau spielt, erzählt uns ein humorbegabter Plauderer, wie folgt:

Daß Wien im zweiten Kriegsjahr noch immer lebt, nachdem es uns so phantasiereiche Zeitungen schon in den ersten Wochen von Hunger- und anderen Revolten gerüttelt geschildert hatten, ist eigentlich eine unerhörte Rücksichtslosigkeit. Aber es ist trotz allen feindlichen gegenteiligen Verleumdungen eine unbestreitbare Tatsache, daß es lebt, sogar gut nicht schlecht lebt. Es ist wohl wahr: in Friedenszeiten lebt es leichter und lustiger. Da deckt sich bekanntlich noch Schuster täglich den Braten am Spieß. Jetzt muß es schon mit einem sonntäglichen Braten zufrieden sein und sogar auf seinen gedeckten Tafelspitz an Wochentagen so gut wie verzichten, weil dieses dem „Hintern" entnommene bevorzugte Suppenstück des wohlgemästeten Ochsen die doppelte Höhe seines normalen Preises erreicht hat und daher für die Börse auch des mittleren Bürgerstandes nicht mehr erschwinglich ist. Es hat sogar zwei von der Behörde verordnete fleischlose Tage, Dienstag und Freitag. Das heißt, an diesen Tagen darf kein Fleischhauer bei strenger Strafe Fleisch vom Rind, Kalb oder Schwein, und kein Geflügelhändler eine noch so alte Henne verkaufen, und kein Gastwirt Speisen davon feilhalten, was natürlich nicht hindert, daß schlemmerhaft veranlagte und mit dem nötigen Großgeld begabte Menschen sich am Abend vorher für diese Tage mit den entsprechenden Fleischsorten versehen. „Schöpfernes" und „Lämmernes" steht außerhalb dieses Verkaufverbots. Aber erstens ist der Wiener kein Freund von Hammelfleisch und ist es auch in diesen Kriegszeiten nicht geworden, und zweitens kann auch ein Hammel erst geschlachtet werden, wenn man seiner habhaft geworden ist, und das ist, nachdem die Russen die galizischen Hammel für sich behalten haben und das Hammelland Serbien mit Kriegsausbruch seine Grenzen geschlossen hat, keine einfache Sache.

Bleiben also für die fleischlosen Tage in der Hauptstadt nur Gerichte von Teilen der sogenannten „Innerei," als Hirn, Zunge, Leber, Lunge und dergleichen, deren Verkauf keine Schranken gezogen sind. Und wer auch das nicht erschwingen kann oder eine Abneigung dagegen hat, muß sich eben mit Fisch oder fleischlosen Speisen behelfen. Auch das ist leichter gesagt als beschafft. Denn Flußfische sind in Wien immer teuer, in Kriegszeiten um so mehr, und Seefische haben, abgesehen davon, daß sie nicht in genügender Menge zu Markte kommen, bei den herrschenden schlechten Transportverhältnissen, die die Dauerhaftigkeit bei der hohen Sommertemperatur stark beeinträchtigen, schon einen unangenehmen Geruch. Und mit den Mehlspeisen hapert's auch, da Weizenmehl nicht zu haben ist und Maismehl, der einzige Ersatz dafür, nur eine beschränkte Verwendbarkeit hat. Gemüse aber ohne Fleischspeise ist dem Wiener etwas, was er sich nicht vorstellen kann.

Also, da ihm auch der Brotkorb arg verkümmert und recht hoch gehängt worden ist seit Einführung des Maisbrotes und der Brotkarten, hat es der Wiener wahrhaftig nicht leicht, sich in diesen zum Jahr angewachsenen Kriegszeiten im leiblichen und seelischen Gleichgewicht zu erhalten. Und dennoch, er ist weder verhungert, noch hat er seinen „Humor" verloren. Er hat sich besser gezeigt, als sein Ruf war. Er hat sich den schwierigen gastronomischen Verhältnissen mit Leichtigkeit angepaßt, ißt tapfer sein Maisbrot, verzichtet auf Tafelspitz und sonstige Leckerbissen und bleibt voll Zuversicht in den endlichen Sieg der guten Sache der verbündeten Mittelmächte, der sich ja nun auch schon den verblendeten Augen der Feinde immer deutlicher und unabweislicher aufzwingt. Der Wiener hält durch, wie die Bevölkerung der gesamten Donaumonarchie, jetzt erst recht, nachdem auch „die Katzelmacher," die er schon immer nicht hat „schmelzen" können, sich mit der heimtückischen Hinterlist des „Bravo" den Feinden der Monarchie zugesellt haben. Die Abrechnung mit diesen falschen Bundesgenossen macht ihm die kleinen Opfer an leiblichen Genüssen noch leichter. Also, ihr Feinde im Osten, Süden und Westen und Norden, laßt den Wiener endlich aus dem Spiel eurer selbstbetrügerischen Faseleien.

Merkwürdige Beutestücke.

Ein für russische Kultur bemerkenswertes Beutestück hat König Ludwig von Bayern mitgebracht und dem Armeemuseum in München zum Geschenk gemacht. Es ist dies eine Nagaika, eine Peitsche eines Kosakenoffiziers, welche die Inschrift trägt: „Erinnerung an das Pferd im Feld und an die Frau zuhause." Die Peitsche besteht aus einem 40 Zentimeter langen Metallgriff mit Lederschlaufe und aus der ledergewirkten Knute, die an der Befestigung am Griff mit Schleifen in den russischen Farben geziert und am Ende mit Blei gefüllt ist.

Ein weiteres Geschenk wurde dem Armeemuseum in München durch Zuwendung von zwei Leinwandtafeln gemacht, deren Inhalt so recht deutschen Heldenmut und deutschen Humor kennzeichnet. Als Italien den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn erklärt hatte, stellten Franzosen an einem sichtbaren Punkte ihrer stark befestigten Stellung eine Tafel mit zwei italienischen Flaggen auf, mit der deutschen Inschrift: „Italien kämpft mit uns!" Der Zweck war natürlich, die gegenüberliegenden Deutschen vor dem neuen Gegner einzuschüchtern. Unteroffizier Hoffmann der 1. Kompagnie des bayrischen Landwehrinfanterie-Regiments Nr. 12 schlich sich in der Nacht mit einigen Kameraden an die feindliche Stellung heran, entfernte die Tafel und kehrte unversehrt zu seiner Kompagnie zurück. In der darauf folgenden Nacht schlich sich der Unteroffizier wieder an die feindliche Stellung heran und befestigte dort dieselbe Tafel, aber mit einer anderen Inschrift. Diese lautete: „Recevra des coups de baton avec vous. Bon appetit!" („Wird mit Euch Stockschläge erhalten. Guten Appetit!") Ueber diese lakonische Antwort scheinen sich die Franzosen sehr geärgert zu haben, sie warfen die Tafel, von der sie die italienischen Flaggen entfernt, vor den deutschen Schützengraben. Unteroffizier Hoffmann erhielt durch Armeebefehl das Eiserne Kreuz, die beiden Leinwandinschriften wurden durch General v. Schmidt dem Armeemuseum überwiesen.

Die Jungen der australischen Finken haben einen leuchtenden Schnabel.

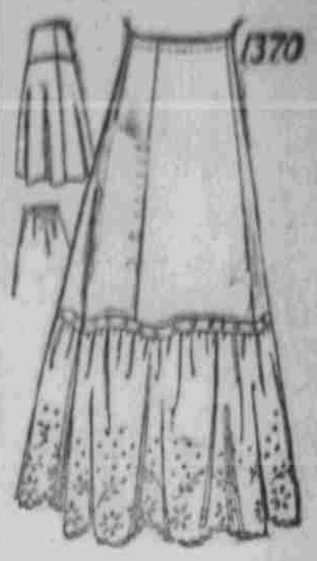
Unsere

Schnittmuster-Offerte

unser Unterrock.

No. 1370.

Durch die neue weite Röcke ist auch der Unterrock wieder zu einem Gegenstand der Bedeutung geworden. Während er für einige Zeitlang plötzlich unterschlüpfte war, spielt er jetzt eine sehr größere Rolle, da die neuen Rockstoffe vorzugsweise dünn und durchsichtig sind und besonders hier und heute eine elegante Unterfütterung verlangen. Unser Modell ist für Schlank und Starke Damen gleichermaßen passend und zeichnet



sich durch seinen guten Sitz aus. Der Verschluß ist rückwärts im „Habit-Stil". Man kann das Muster mit oder ohne Volant und mit Hüftenpasse oder glatt arbeiten. Gebraucht werden zur Herstellung 5½ Yards bei 36 Zoll breitem Material inclusive Volant; ohne diesen 3¾ Yards und 3 3/8 Yards Stickereikante, die 17 Zoll breit ist. Der Rock mißt ungefähr [illegible] Yards.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgendeine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 10 Cents an jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.....

.... Bust, Brust- oder Taillenweite

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name.....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....